

Reinald Fink, Jahrgang 1924

Reinald Fink ist ein Enkel des Hutfabrikanten Johann Georg Fink, Hutfabrik Gebrüder Fink

Ich wurde im Dezember 1924 als Sohn von Ignaz und Magdalena Fink, geb. Karg in Lindenberg geboren. Ich bin ein echter Ur-Lindenberger, auch meine Eltern und drei meiner Großeltern waren Lindenberger, nur ein Opa kam aus Manklitz. Mein Bruder Edmund Fink, Jahrgang 1929, und ich sind Enkel des Hutfabrikanten Johann Georg Fink von der Hutfabrik Gebrüder Fink, gegründet 1884. (siehe auch Zeitzeugeninterview von Edmund Fink)



Reinald Fink bei seiner 100-Jahr-Feier



Reinald als Kleinkind mit Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

Johann Georg Fink und sein Bruder Thomas Fink, beide aus Weiher draußen, haben eine Hutfabrik gegründet in der Hauptstraße unterhalb vom Hoderied. Schräg gegenüber hat mein Großvater 1888 das Haus Hauptstraße 92 gebaut, zunächst als Wohn- und Fabrikgebäude, und sein Bruder Thomas das Haus daneben bergauf, wo dann Gündele war, der Großvater vom Hans Gündele, dem Pfarrer. Der Thomas Fink war auch ein Großvater vom Hans Stiefenhofer, der die Geschichte Lindenergs in den Bänden „Aus vergangenen Tagen“ festhielt.

In Ellgassen, die alte Mühle unten im Loch Richtung Goßholz, das war ursprünglich ja die einzige Mehlmühle für die Gegend und dann später die Knochenmühle (Herstellung von Seife), in Lindenberg hat man gesagt „Buistampf“, die hat später einem Pfanner gehört. Dieser Pfanner war wiederum der Schwager meines Großvaters und ist später in die Hutfabrik eingestiegen, als der Bruder Thomas meines Großvaters starb und daher hieß die Hutfabrik dann Pfanner. Mein Großvater ließ sich auszahlen und wurde Privatier (1907/08). Wie das Hutfabrik-Sterben in den 50er-60er Jahren war, wurde die Hutfabrik Pfanner von der Firma Reich übernommen, sie hat nicht mehr produziert, sondern nur noch unter dem alten Namen verkauft.

Mein Bruder Edmund Fink hat in dem Haus Nr. 92 gewohnt, hier bin ich auch geboren. Schräg gegenüber war die Marienkapelle und die große Linde. Darum hat man diese Gegend früher nicht Lindenhöhe genannt, sondern „im Kapelle doba“.

Der Holderied, der Kappel-Bäck ist erst um 1933 nach Lindenberg gekommen. Sein Vorgänger hatte offenbar Geldschwierigkeiten und ist unter den Zug gekommen.

Die Hauptstraße war schon in meiner frühesten Jugend geteert (nicht asphaltiert) bis zum Ende der Bebauung, die Straße nach Scheidegg noch lange nicht.

In der Grundschule habe ich beim Lehrer Joseph Ellgaß das Einmaleins gelernt.

Er war ein Cousin meines Vaters (die Mutter war die Schwester meines Großvaters) und vier Jahre mein Lehrer. Er hat mich nicht verwandtschaftlich behandelt, war aber ein guter Lehrer. Ich habe sehr oft Tätzen gekriegt, nicht weil ich etwas nicht wusste, sondern weil ich mit meinem Freund etwas bereden musste. Von ihm habe ich auch den ersten und einzigen Hosenspanner in meiner Schulzeit bekommen. Damals hat man zwei Klassen zusammengelegt. Die eine Klasse hat gesungen und wir haben solange eine Schreibe bekommen. Ich war aber schnell fertig und habe mitgesungen, obwohl es der Lehrer verboten hatte. Er hat es wohl gemerkt und zu mir gesagt: „Gell, das warst du!“ Erst hab ich geleugnet, aber es war zwecklos. Ich bekam also eine Tätze fürs Mitsingen und einen Hosenspanner fürs Lügen. So war das früher.



Nach vier Jahren Grundschule wechselte ich in die Realschule, die eigentlich ein Realgymnasium mit den unteren sechs Klassen war und ihre Klassenzimmer im obersten Stockwerk der Grundschule hatte.

Wer das Abitur machen wollte, musste in die Nachbarschaft nach Kempten, nach Lindau oder nach Wangen. In der Hitlerzeit konnte man nach fünf Jahren die Mittlere Reife erreichen, aber ich habe die sechs Jahre gemacht. Ich hätte gerne das Abitur gemacht, aber da hätte ich ein Zimmer gebraucht in Lindau und das war zu teuer.

Meine Realschulklasse hatte gerade 15 Schüler, obwohl es die einzige weiterführende Schule im oberen Landkreis war. Zwei Schüler waren aus Weiler, einer war aus Simmerberg. Sie mussten jeden Tag zu Fuß in die Schule und wieder heim. Im Winter haben sie den Schlitten mitgenommen und sind dann wenigstens bergab gerodelt.

Anfangs waren von 15 Schülern nur zwei Mädchen, später sind nochmal zwei hinzugekommen. Eine war die nachmalige Dr. Elfriede Schwarz, geb. Braun, die Abitur machte und studierte.

Die Post war schöner

Nach der Schule, im April 41, ich war 16 Jahre, hat man bei allen Behörden Nachwuchs für den gehobenen Verwaltungsdienst gesucht. Das wollte keiner mehr, die sind alle lieber Offizier geworden. In Lindenberg kannte ich zwei Behörden: die Bahn und die Post. Da hab ich mir die beiden Gebäude angeschaut und die Post war schöner. So bin ich bei der Post gelandet. Früher hat man nicht gefragt, ob der Beruf einem Spaß macht, früher musste man gucken, dass man möglichst schnell einen Beruf bekommt, der einem fürs Leben eine Einnahme sichert. Ich begann eine Lehre als Postdienstinspektoranwärter und bin dann gleich weggekommen, zuerst nach Oberstaufen, dann nach Oberstdorf - dort wurde ich 42 gemustert – und weiter nach München und Augsburg. Mit der Einberufung machte ich eine mündliche Prüfung und habe damit meine Lehre abgeschlossen.

Beim Militär

Ich wäre im Dezember 1942 18 Jahre alt geworden. Im Oktober 42 musste ich nach München zum Militär und kam zu einer Artillerie-Beobachtungs-Abteilung. Unsere Aufgabe war, die Standorte der feindlichen Artillerie festzustellen. Dafür gab es zwei Möglichkeiten: die eine mit Lichtmess-Geräten. Mit Hilfe der Koordinaten konnte man die Winkel beim Aufblitzen des Feuers messen und den Standort der feindlichen Kanone berechnen. Dann gab es die Schallmessung. Da wurde von zwei Mess-Stellen aus gemessen, wann der Schall ankommt und so konnte der Standort des feindlichen Geschützes festgestellt werden. Es gab also eine Lichtmess-Batterie, eine Schallmess-Batterie und einen Vermessungszug zur Festlegung der Koordinaten. Ich arbeitete in der Auswertung bei diesem Vermessungszug, der nie ganz vorne an der Front war.



Ganz vorne in die ersten Stellungen sind wir erst immer bei Rückzügen gekommen. Da war es aus mit Logarithmen, Berechnungen und Messgeräten.

Ich war in Russland eingesetzt, östlich von Smolensk, wo damals die Front war. Meistens im Winter haben die Russen dann ihre Offensiven gehabt. Bei uns gings zurück und im Januar 45 war unsere Front schon an der Weichsel. Die Russen haben die Front durchbrochen und die Deutschen weitgehend versprengt.

Ich war auch einer der Versprengten und bin dann in zwei, drei Wochen von der Weichsel bis zur Oder gelangt. Man hat immer wieder alle zu Alarmeinheiten zusammengefasst zu Gegenangriffen. Das waren Wochen ohne regelmäßige Unterkunft, ohne regelmäßige Verpflegung und das im Winter. Ich habe mich mit völlig Unbekannten zusammengetan, einer war ein Ellsässer, einer aus Ostpreußen. In Glogau haben wir die Oder erreicht und ich bin mit hohem Fieber Gott sei Dank ins Lazarett gekommen nach Karlsbad, wo ich meine Lungenentzündung auskurierte. Dadurch kam ich nicht in russische Gefangenschaft. Nach dem Lazarett sollte ich in eine Ersatzeinheit nach Landshut kommen - der Krieg war ja noch nicht zu Ende. Aber unser Zug konnte Landshut nicht erreichen, die Amerikaner hatten die Stadt schon angegriffen und die Bahnhofsgegend zerstört. Ich kam also weiter nach Vilsbiburg, amerikanische Kriegsgefangene bewachen, die in einer alten Mehlmühle, einer großen Scheune untergebracht waren. Weil der amerikanische Dolmetscher krank war, durfte ich mit meinem Schul-Englisch aushelfen und habe den Gefangenen in diesen paar Wochen Schafkopf „Sheephead“ beigebracht.

Doch am 1. Mai hat sich das Blatt gewendet, jetzt waren wir die Kriegsgefangenen. Man kann sich heute das Chaos nicht vorstellen. Mit dem Kriegsende hatten die Amerikaner mit einem Schlag Hunderttausende deutsche Gefangene. Die alle zu verpflegen war fast unmöglich, Unterkunft gab es keine. In Regensburg hat man ein großes Areal mit Stacheldraht eingezäunt und da waren wir dann ohne Dach, ohne Unterkunft. Natürlich drückt's einen, wenn man nichts oder wenig zu essen hat, aber mit 20 Jahren nimmt man nicht alles so tragisch. Mitte Juni haben uns die Amerikaner freundlicherweise mit den Lastwagen in unsere Heimatregionen gefahren. Sie wollten natürlich möglichst schnell den Klotz am Bein loswerden. Sie haben uns nach Lindau gefahren und hier war unsere Sorge, dass uns die Franzosen als Gefangene behalten. Aber man hat unsere Entlassungspapiere akzeptiert, und so bin ich mit noch zwei anderen von Lindau heraufgelaufen. Das war für uns das Ende des Krieges!

Und so war ich nach dem Krieg wieder in Lindenberg angekommen

Meine Mutter war noch in Lindenberg, aber da konnte ich nicht bleiben, da war ich bei der Post überzählig. Ich bin dann nach Lindau und war 20 Jahre in Lindau. Dann ging es nach Prien am Chiemsee, da war ich auch 20 Jahre und die letzten 10 Jahre bin ich gependelt nach Rosenheim. Ich war zuständig für 100 Poststellen und Postämter, ungefähr 800 Leute und das Kassenwesen.

Inzwischen habe ich geheiratet in der Lindauer Zeit, auch eine Lindenbergerin. Ihr Elternhaus war in der Goethestraße neben der Kirche. Manche Leute haben mich für einen Pfarrer gehalten. Meine Kinder sind aufgewachsen in



Prien am Chiemsee und dann in München gelandet, es sind richtige Großstädter geworden.

Von Prien aus bin ich sehr gerne in den Bergen gewandert: Ich erinnere mich an die Watzmann-Überschreitung, die Loferer Steinberge, die Leoganger Steinberge. Im Winter bin ich sehr gerne skigefahren. Mit dem Auto war es nicht weit nach Reit im Winkl oder nach Kössen. Hier gab es schöne Abfahrten mit 1000 Metern Höhenunterschied.



Ich war schon von Jugend an in der Familie getrimmt auf Bewegung. Ich war gerade fünf Jahre alt – mein Onkel Edmund Karg, Bruder meiner Mutter, war auch so ein narrischer Geher (der Vater vom jetzigen Schuh-Karg). Er war damals noch ledig und ist einmal an Pfingsten zu uns gekommen. Wir sind von Lindenberg auf den Hirschberg gelaufen und vom Hirschberg auf den Pfänder. Vom Pfänder ging's dann weiter nach Lutzenreute und schließlich zurück nach Lindenberg. Eine gute 8-Stunden-Tour!

Nach meiner Dienstzeit bin ich dann im Jahr 1986 nach Lindenberg zurückgekommen, in das Haus in der Goethestraße.

In meiner Jugend war Lindenberg fast noch dörflich, bis auf die Hutindustrie. Wo ich jetzt wohne, in St. Martin, war noch viel Wiese, hier waren auch die Bleicherei und die Färberei, die „Färbe“, wo man die importierte Ware vor allem aus China weiterverarbeitet hat. Ursprünglich hatten mehrere Fabriken Anteile an der Bleicherei und Färberei, sie waren kaufmännisch unabhängig, später haben sie der Firma Reich gehört. Mein Bruder war hier bis zum Schluss in der Färberei tätig.

Ich bin mit Hüten groß geworden und mit der Hutgeschichte kenn ich mich aus, ich war auch schon im Hutmuseum. Der Großvater hatte die Hutfabrik, der Vater war Abteilungsleiter in der Hutfabrik Huber, der Bruder war sein Leben lang in Hutfabriken tätig und meine Mutter hat schon in meiner Jugend daheim garniert. Das hab' ich dick gehabt, die garnierten Hüte in die Fabrik bringen, im Winter mit der großen Hutschachtel auf dem Schlitten.

Reinald Fink ist über Generationen mit vielen Lindenbergern verwandt: Seine Urgroßmutter (Mutter seiner Großmutter Maria Fink) war eine Schwester der Mailänder Huber Antonio und Martino. Sie waren seine Urgroßonkel. Diese Urgroßmutter war in zweiter Ehe mit einem Specht verheiratet, Vorfahre des Bettenhauses Specht. Finks Onkel Edmund Karg, Bruder seiner Mutter, war der Vater von Franz Ferdinand Karg vom Schulhaus Karg.



Die Großeltern Fink und ihre fünf Kinder:

Hinten von links:

Georg Fink, Johann Georg Fink,
Ignaz Fink, Karl Fink

Vorne:

Maria Fink, geb. Huber,
Berta und Anna Fink

Die Großeltern

Maria und Johann Georg Fink





Hochzeitsfoto der Eltern
Magdalena, geb. Karg und
Ignaz Fink

rechts: Magdalena

